Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 4

Artikel: Die Stadt : Skizze [Schluss folgt]
Autor: Marti, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661836

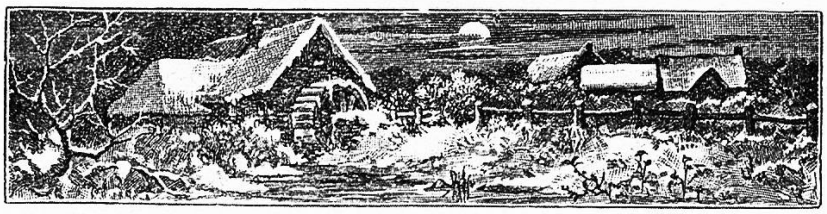
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Unterm Lindenbaum.

Unterm Lindenbaume nach dem Tanz
Holder Mädchen saß ein bunter Kranz,
Rings in Blüten duftete der Mai —
Frugen sich, was wohl die Liebe sei?

Sprach die Erste, wogend noch die Brust
Von dem Tanze: „Lieb' ist Freud und Lust,
Seliges Gewähren, sel'ges Geben —
Liebe ist Genießen, Lieb' ist Leben!"

Sprach die Zweite mit verhaltner Kraft:
„Lieb' ist Feuer, Lieb' ist Leidenschaft;
Wilde Sehnsucht und ein heiß Begehren,
Lieb' ist Glut und flammendes Verzehren!"

Sprach die Dritte, lächelnd still dazu:
„Lieb ist Friede, Lieb' ist Seelenruh';
Lieb' ist Heiterkeit, ein schönes Sprießen,
Ein harmonisch Ineinanderfließen!"

Saß ein Mägdlein abseits auf der Bank,
Abgehärmt, die Wangen bleich und krank,
Frugen sie's: „Was sitzst du da in Ruh',
Sag', was ist die Liebe? Sprich auch du!"

Sprach die Bleiche: „Schwestern laßt das Fragen!
Lieb' ist Leid, ist bitteres Entsagen — —"
Aus dem frohen Kreise still sie schlich,
Neigt' das Haupt und weinte bitterlich.

Arthur Zimmermann.

Die Stadt.

Skizze von Fritz Marti.

„Ja, ja, ich wundere mich gar nicht, daß Ihre Tochter eine Schönheit ersten Ranges ist, besonders wenn sie der Mutter nachgeschlagen hat," fuhr der dicke Herr fort, in dessen Mienen und Augenlidern der Schalk fortwährend nach allen Seiten zwinkerte. „Sie sieht Ihnen wohl auch sehr ähnlich, das heißt, Ihnen als Sie noch ein Kind von tausend Wochen waren," fügte er hinzu, um die Schmeichelei nicht allzu plump werden zu lassen. Dabei blinzelte er wieder nach seiner Zuhörerschaft, deren lachende Gesichter sich ihm zukehrten als der Sonne, von der die Strahlen unwiderstehlicher Lachlust ausgingen. Alle Blicke hingen an seinem Gesicht und warteten auf das Signal zu einem neuen Ausbruch des Gelächters. Sofort aber setzte er wieder die Miene ernsthafter Teilnahme auf, als die Frau erwiderte: „Nein, sie gleicht mehr dem Vater; überhaupt gehört ihre ganze Postur eher in seine

Familie. Aber den Kopf hat sie mehr von mir, das darf ich sagen! Deshalb saß sie in der Schule meistens zu oberst, und in der Kinderlehre streckte sie auch immer zuerst den Finger in die Höhe, ganz wie ich seiner Zeit. Bei den schwersten Fragen rief der Pfarrer immer mich auf."

„Donnerwetter! Da fehlt ja Ihrer Tochter zu einer Prinzessin nichts als die vornehme Erziehung! Das ist schade!" sagte eifrig der Dicke und heimste mit einem Seitenblick den Dank von den vergnügten Gesichtern und aus den verständnisvollen Augen.

„Ja, was meint Ihr! Wir haben sie im Welschland gehabt!" versetzte die Frau mit gekränktem Stolze. „Ich hätte es nicht anders getan. Der Vater wollte zwar nicht, denn er hat keinen Sinn für etwas Höheres und Vornehmes, aber ich habe es durchgesetzt. Therese soll nicht ihr ganzes Leben nur auf die Scholle dreinschlagen wie wir, sondern soll es besser haben."

„Also Französisch kann sie auch?" fragte der Spaßvogel und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ich wollte, Ihr könntet sie parlieren hören; das geht so schnell wie beim Kanarienvogel das Zwitschern. Posthalters Jean wollte sie auf die Probe stellen, als sie heimgekommen war, und meinte, er könnte sie aufs Eis führen, aber er war zuletzt froh, den Schnabel zu halten. Aber im ganzen Dorfe herum trug er's, wie Therese eine sei, und daß sie reden könne trotz einer Französin."

Die Frau drückte den krampfhaft festgehaltenen Korb enger an sich und lehnte den Kopf zurück an die Wand des Eisenbahnwagens, wo der Sonnenschein spielte. Das goldne Licht und das glückliche Lächeln mütterlichen Stolzes verklärten ihr gefurchtes Antlitz.

Der Schwerenöter befand sich in Verlegenheit angesichts der Erwartungen, welche die einmal angeregten Fahrgäste augenscheinlich auf ihn setzten. In dieser Witzpause beschäftigte er sich mit der eigenen Persönlichkeit, und die Zuschauer folgten jeder seiner Bewegungen mit der Andacht, wie sie solch' wichtigen Handlungen zukam. Er stieß die Faust zwischen Hals und Hemd, daß die Kinne wackelten. Während er so den Kragen lockerte, blitzte allen Augen der Stein seines Fingerringes entgegen. Dann zog er ein seidenes, blau geblümtes, mächtiges Taschentuch hervor, fächelte sich Luft damit zu und beförderte es hierauf mit schwerem Ächzen wieder in die hintere Rocktasche. Nachdem er noch die goldene Uhr gezogen, die schwere Kette umständlich quer über die Weste gelegt hatte, daß sie allseitig bewundert werden konnte, stützte er die Hände auf die mächtigen Beinsäulen und nahm nach einigem Stöhnen das Gespräch wieder auf.

„Da sind die armen Dorfburschen zu bedauern. Denn Ihre Tochter hat gewiß Allen den Kopf verdreht, als sie aus dem Welschland heimkam. Sie hat sicher schon einen Schatz!"

„Hm, sie hätte nur die Finger auszustrecken brauchen, und an jedem wäre Einer gehangen. In der ersten Zeit nach ihrer Rückkehr mußte der Vater manchen Prügel in den Baumgarten schleudern, wenn's zu arg wurde in der Samstagnacht. Sicher! Ihr könnt mir's glauben, sie hätte manche gute Partie machen können! Zum Beispiel Rütimeiers Jakob, der sie durchaus haben wollte, hat ein eigenes Heimwesen und vier Haupt Vieh im Stall und metzget alle Jahre. Aber dafür haben wir die Kosten nicht gewagt, daß dann der erste beste Bauernbursche meine, Therese sei jetzt gut genug für ihn. Was hat man heutzutage auch Gutes mit einem Bauern! Nichts als Müh' und Arbeit, bis der Rücken krumm ist, und am Ende des Jahres hat man so viel wie am Anfang. Nein, Therese soll nicht so dumm sein, wie ich gewesen bin, da sie doch einmal höhere Ansprüche machen darf."

„Ja, das darf sie bestimmt, wenn auch nicht auf einen ganzen Millionär, so doch wenigstens auf einen halben, oder hat sie schon etwas Besseres in Aussicht? Einen Baron, Grafen oder sogar einen Prinzen?" Der Dicke warf nur einen Seitenblick nach seinen gespannten Zuhörern und zwang sein Gesicht in ernsthafte Falten.

Jedoch die Frau ging nicht in die Falle, sondern erwiderte mit leisem Vorwurf im Tone: „Ihr müßt nicht spaßen! So dumm und überspannt sind wir nicht! Wenn's nur sonst ein Herr ist, einer, der auf ein Bureau geht oder ein Geschäft hat, daß Therese ihre Bildung auch anwenden kann und nicht auf der Scholle versauern muß."

„Das ist ja sehr bescheiden, aber zu sehr soll man's auch nicht sein. Nun, fehlen kann's einer so ausgezeichneten Tochter auf keinen Fall. Es würde mich freuen, sie kennen zu lernen. Übrigens wundert's mich nur, daß ich noch nichts von ihr gehört habe. Oder am Ende kenne ich sie schon und wußte nur nicht, daß es Ihre Tochter ist."

„Ja, das kann schon sein," sagte die Frau und konnte das Lächeln in den Mundwinkeln, zu dem die Schmeichelei sie kitzelte, nicht unterdrücken. „Therese hat ja viele der vornehmsten Bekanntschaften; auch kennt Alles sie in der Stadt; ich glaube, sie ist fast berühmt."

Ein halb unterdrücktes Gekicher ward hörbar. Der dicke Herr schlug klatschend auf das Knie und sagte im lebhaften Eifer: „Ich muß sie kennen! Ist sie nicht blond?"

„Nein, eher gehen die Haare ins Rötliche."

„Ja, natürlich, rötlich-blond! Die Gestalt ist untersetzt?"

„Nein, schlank, der Vater ist ja ganz mager, und sie hat seine Postur."

Der dicke Herr wurde ärgerlich: „Was ist sie nur auch?" Er schlug wieder auf das Knie. „Zimmermädchen!"

„Nein, Gufetante!" sagte beleidigt die Frau.

Der ganze Wagen brach in schallendes Gelächter aus. Zugleich ertönte

ein langgezogener Pfiff. „Kindermädchen wird sie sein!“ übertönte eine scharfe Mädchenstimme den Lärm. Die Frau achtete dessen nicht, denn auf das Pfeifen hatte sie sich eilfertig erhoben, und während die Gesellschaft noch vom Gelächter erschüttert ward, raffte sie ihre Siebensachen zusammen. Den Korb, unter dessen Deckel hervor ein schwarzes Bauernbrot und rotbackige Äpfel schauten, hängte sie an den linken Arm; in die rechte Hand nahm sie das Bündel, durch dessen nasse Umhüllung das rote Taschentuch, der grüne, gewaschene Spinat durchschimmerte. Sie stellte sich zunächst der Kupeetüre, um zuerst auszusteigen, und in der Selbstsucht der Glücklichen kümmerte sie sich weder um den gegenüber sitzenden Herrn noch um die übrige Fahrgesellschaft mehr.

Der Zug fuhr indessen noch lange zwischen den rauchgeschwärzten Werkstätten zu beiden Seiten des Geleisegewirres durch und stellte die Geduld der Mutter auf eine grausame Probe. Auch dies lieferte den aller Zurückhaltung ledigen Mitreisenden eine Handhabe des Spottes. Sonnenschein und Heiterkeit schwammen in der Luft, aber das glückseligste Lächeln lag auf dem Antlitz der Frau. —

Jetzt fuhr der Zug gegen die Bahnhofhalle, und die Reisenden rüsteten sich zum Aufbruch.

Die Hand der Mutter zitterte, als sie die Türklinke faßte. Nun ein Ruck, der die Frau hin- und herschleuderte; der Halt an der Klinke bewahrte sie mit Not vor dem Falle. Doch das störte sie keineswegs. Sie riß die Türe auf und drückte sich hinaus, in der freudigen Gewißheit, Theresen zu erblicken. Schon machte sie sich bereit, sie zu begrüßen. Enttäuscht aber schaute sie auf den leeren Perron. Doch weit vorn, am Eingang, staute sich eine zum Empfang harrende Menge. Dort mußte sich Therese befinden. Hastig strebte sie durch das Gewühl, das die Wagenreihe ausgeworfen hatte, und in dem sie beinahe unterging. Der Strom stieß und drängte und überholte sie. Da kämpfte auch sie sich rücksichtslos durch, die Blicke starr nach den weit geöffneten Portalen gerichtet, wo sie jetzt Theresen finden mußte.

Schon lösten sich aus der Menschenmauer einige Personen und flogen den Ankommenden entgegen. Hier warf sich eine junge, schöne Frau in die Arme ihres Gatten und küßte ihn zärtlich, was der Frau vom Lande lächerlich erschien, da die Liebe auf dem Dorfe sich selten durch Liebkosungen vor fremden Menschen zu äußern pflegt. Und die Begrüßung mit Umarmung und Kuß wurde allgemein, so daß ihr ganz seltsam wurde. Es mochte ihr aber doch das Herz pochen, als ein Mädchen im Alter Theresens stürmisch seine Mutter in Empfang nahm, und die Freude des Wiedersehens in Beider Augen tränenfeucht blitzte. Ungeduldiger suchten ihre Augen. Kein bekanntes Gesicht! Sie blieb stehen, um Therese zu erwarten — dort kam sie! Nein, es war ein fremdes Mädchen. Angst erfaßte sie. Hatte Therese nicht Urlaub

erhalten, sie abzuholen, oder fehlte ihr vielleicht etwas? Schon lichtete sich das Gedränge stark. Jedoch, sie gab die Hoffnung noch nicht auf. Es wär' ganz unmöglich, daß Therese sie nicht abholte! Nein, es könnte nicht sein! tröstete sie sich. Wenn es aber doch wäre! Ihr wurde weinerlich zu Mute. Hartnäckig, etwas verwirrt eilte sie vorwärts und zurück und guckte alle Richtungen und Winkel aus. Die Angst scheuchte sie umher. Bereits hatte sich der Perron geleert, und ihre Schritte hallten ihr vom Steinboden der weiten Halle unheimlich ans Ohr. Nur die Reihe der Portiers, wie Generale in goldbetreßten Uniformen glänzend, standen noch auf der gleichen Stelle. Trotz ihrer Scheu vor der vornehmen Gesellschaft ging sie nochmals an ihrer Front vorüber.

„Hotel Baur au Lac" schmetterte es hart neben ihr, daß sie erschreckt sich umsah und merkte, der Ruf bedeute die Einladung, in einen der bereitstehenden stattlichen Wagen zu steigen. Verlegen sagte sie: „Ich danke, ich warte auf Therese."

Ein Gelächter ertönte. Da sah sie erst, daß die Einladung neuen Reisenden gegolten, welche dem eben angelangten Zug entstiegen waren. Nun floh sie hinaus auf den weiten Platz. Hier überfiel sie erst recht die Verzweiflung. Wie die Unendlichkeit dehnte sich die gepflasterte Fläche, und nach allen Seiten liefen Straßen aus. Welche war die rechte? Zu der Ratlosigkeit und eigenen Angst gesellte sich die Besorgnis, Therese möchte krank sein, oder es sei ihr ein Unfall zugestoßen. Wie eine im Walde Verirrte wagte sie nach keiner Richtung zu gehen, weil jede Straße ein Irrweg sein konnte. Wie sollte sie in diesem Straßen- und Häusergewirr Therese finden! Kaum vermochte sie das Weinen noch zurückzuhalten. Um endlich von der Stelle zu kommen, bewegte sie sich zögernd vorwärts, aber nicht gegen die Stadt, sondern nach der Rückseite, wo am Flusse die Rasenplätze eines offenen Gartens lockten. Dieser bildete indessen die Spitze, in der die Ufer zweier sich vereinigenden Flüsse zusammentrafen, wie zu einer Sackgasse.

*

Hinter einem der mächtigen Steinpfeiler am Ausgang der Wartehalle hatte sich schon etliche Male ein Mädchenkopf vorsichtig hervorgestreckt und sich dann schnell wieder zurückgezogen. Wie endlich der letzte Omnibus mit dem Lakai auf dem Trittbrett davonrollte, trat sie aus ihrem Versteck heraus auf den Platz, atmete heftig und stark, wie jemand, der im schnellen Schritt außer Atem gekommen und lief dann hinter der Frau her. „Mutter, Mutter!" rief sie, „wo wollt Ihr auch hin!"

Die Frau wandte sich um, und wie sie das Mädchen erblickte, hellte sich ihr Gesicht auf, und glückstrahlend rief sie, ihm entgegeneilend: „Therese! Gott Lob und Dank!" Als Therese bei ihr angelangt war, küßte sie die Mutter schallend auf beide Wangen: „Wohin habt Ihr nur gehen wollen?"

Das Befremden der Mutter über den sonderbaren Empfang ging in der Freude des Wiedersehens unter. „Was habe ich für eine Angst ausgestanden!“ sagte sie. „Ich fürchtete schon, Du habest den Brief nicht erhalten und kämest nicht, und was hätte ich anfangen sollen in der großen Stadt, wo ich wildfremd bin! Warum kommst Du denn so spät?“

Therese atmete wieder schwer. „Ich habe auf dem Fahrplan falsch gelesen und meinte, Ihr kämet mit dem Schnellzuge, der später kommt. Ein Glück, daß ich so gerannt bin, sonst hättet Ihr Euch verlaufen. Dort geht's ja nicht weiter!“

Die Mutter warf indessen scheue Seitenblicke auf die Tochter. War das ihre Therese? Das war ja eine vornehme Dame in Kleidung und Benehmen! Und einen Sonnenschirm trug sie auch! Und wie sie sich sonst verändert hatte, besonders im Gesicht, das nicht mehr mädchenhaft zart war! Und die Augen blickten so scharf und herausfordernd! Es war Therese und war sie wieder nicht. Doch ihr flüchtiges Befremden wich dem Stolze und der Freude über ihr Kind. Mit Genugtuung bemerkte sie die Aufmerksamkeit, die Therese bei den Vorübergehenden erregte. Fast schämte sie sich und fühlte sich etwas bedrückt, in ihrem ärmlichen Aufzuge neben Therese zu gehen. Diese ließ den am Saum mit Fransen verzierten roten Sonnenschirm auf- und abhüpfen und sagte leichthin: „Es ist heiß, ich habe Hunger und Durst, und Ihr werdet wohl auch etwas mögen!“

„Hast Du nicht zu Mittag gegessen?“ fragte erstaunt die Mutter. „Und für den Durst ist dort Wasser!“ Mit leisem Vorwurf im Tone fügte sie hinzu: „Du fragst nicht einmal nach dem Vater, und doch komme ich hauptsächlich seinetwegen. Es geht ihm in der letzten Zeit nicht besonders; er klagt zwar nicht und möchte es verbergen, aber ich seh' es ihm an, daß ihm etwas fehlt.“

„Gefährlich wird's hoffentlich nicht sein; er hat ja von jeher etwas gehabt, so weit zurück ich mich erinnere,“ sagte Therese leichthin.

„Dann aber komm' ich auch Deinetwegen, daß Du's weißt. Der Vater wollte es haben. Wir kamen nicht so recht aus Deinen Briefen; es gefiel uns etwas davon nicht, wir wußten nicht, was. Der Vater meinte, vielleicht seiest Du krank und wollest es uns verbergen. Auch daraus kamen wir nicht, daß wir auf einmal schreiben mußten poste restante. Ist die Herrschaft etwas Höheres geworden? oder seid Ihr umgezogen? es könnte auch eine andere sein, sagte der Vater, da Du vielleicht die Stelle gewechselt — ich will's nicht hoffen — kurz, wir fanden endlich, es sei besser, ich komme und sehe selbst, wie es stehe.“

Auf Thereses Gesicht hatte sich der Schatten des Unmutes gelagert. „Wie oft habe ich Euch schon gesagt, daß Ihr nicht so bald Angst haben sollet, was sollte auch sein! — Kommt, wir wollen auf das Trottoir hinüber!“

Hierbei gerieten sie in den Hauptstrom des Verkehrs. Kaum vermochte die Mutter auf die Seite zu springen, um einem dahersausenden Fuhrwerk zu entgehen. Zwischen diesem und einem folgenden erreichte sie mit Not das schützende Trottoir. Ein ununterbrochenes Gerassel, Rufen, Peitschenknallen, Pfeifen der Züge vermengte sich zu einem sinnverwirrenden Lärm. „Wie ist es möglich, daß man in diesem Trubel nicht verrückt wird," rief die Mutter so laut, daß die Vorübergehenden aufmerksam wurden und Therese sich beschämt einige Schritte von ihr entfernte.

„Nein, was sind das für Paläste!" sagte sie, indem sie stille stand und die Gebäude bewunderte, die den weiten Bahnhofplatz umsäumten. „Die Leute darin haben jedenfalls nicht nur gesottene Kartoffeln und Kaffee zu Mittag. Ich möchte nur einmal sehen, wie's innen aussieht. Wie wird das eine Pracht und Herrlichkeit sein."

Sie bemerkte das große, aus springenden Quellen steigende bronzene Denkmal inmitten des Platzes. „Was ist das für ein verrühmter Mann dort?" fragte sie.

„Wie kann ich das wissen. Das geht mich nichts an," erwiderte Therese.

„Du bist schon so lange hier und weißt das nicht!" sagte erstaunt die Mutter. „Wahrscheinlich ist's ein Pfarrer oder sonst einer, der viel Gutes getan und sein Leben für andere geopfert hat."

Sie drängten sich durch das Gewühl. Endlich fiel der Mutter das Aufsehen auf, das sie erregten, die erstaunten Blicke, mit denen Therese und sie gemessen wurden. Der Stolz über die Bewunderung, die Therese fand, stieg ihr wie ein berauschendes Getränk zu Kopfe und kitzelte ihre Lippen zu einem schamhaften Lächeln.

Therese jedoch ärgerte und schämte sich mit jedem Schritte mehr wegen der Aufmerksamkeit, die der ärmliche Aufzug der Mutter bewirkte, und geflissentlich vergrößerte sie die Entfernung zwischen sich und ihr, sich den Anschein gebend, als gehöre sie nicht zu der armen Frau vom Lande. Die Mutter aber rief: „Therese, renne doch nicht so," und holte sie keuchend ein. Wie sie die Schaufenster des großen Bazars bemerkte, eilte sie davor und stieß einen Ruf des Erstaunens und Entzückens nach dem andern aus. „Schau, was da nicht alles ist!" Jeder Gegenstand, auf den das Auge fiel, entlockte ihr laute Bewunderung. „Sieh dieses Etui mit den vielen Instrumenten! Was nicht alles erfunden wird!" Sie wollte zu einer andern Abteilung der Ausstellung übergehen: „Wer braucht nur das alles!"

„Kommt endlich einmal!" rief Therese, die vorangeeilt war und ungeduldig harrte.

„Du hast auch gar kein Interesse!" sagte vorwurfsvoll die Mutter, als sie nachgekommen war. Gleich aber stand sie wieder still und rief mit ihrer lauten Stimme: „Schau doch d i e an!" indem sie auf einen Engländer wies,

der im karrierten Kleide, in Kniehosen, mit dem Regenschirm unter dem Arm in einem roten Buche lesend spazierte. „Ist das die neueste Mode?“ fuhr sie fort, auf dessen dürre Frau zeigend. „Die kommt ja in ihrem Schleier wie eine Vogelscheuche!“

Therese gab keine Antwort, sondern sandte ihr nur einen zornigen Blick. In einer Equipage fuhr eine Dame vorüber.

„Das ganze Kleid die schwerste Seide! Hast Du's gesehen?“ fragte die Mutter. „Und wie's blitzte, nicht zu reden von den Armspangen. Die weiß auch nicht, woher das Geld kommt. Es ist doch viel Reichtum in der Stadt, von dem unsereiner nicht einmal etwas weiß.“

„Schreit doch nicht immer so laut!“ zischte Therese zurück.

„Dafür habe ich den Mund, daß ich rede,“ sagte trocken die Mutter. „Es wird mir's wohl Niemand verbieten — oder?“

Sie waren indessen auf die Brücke gelangt, wo das Gedränge noch größer war. Plötzlich brach die Mutter ihre Rede ab und schaute mit offenem Munde auf das neue Schauspiel. Eine lange Reihe Kutschen bewegte sich langsam durch das Gewühl. Weißgekleidete schöne Jungfrauen und elegante Herren saßen sich gegenüber. Die blühenden Gesichter, die weißen Gewänder, die wehenden Schleier und die schönen Blumen in den glänzenden Karossen gingen wie Traumbilder vorüber. „Zwei, vier, sechs, zehn Kutschen!“ zählte laut die Mutter und rief sodann: „Sogar die Kutscher haben weiße Handschuhe an!“

Während sie mit schnellen Schritten hinter Therese herkeuchte, redete sie fortwährend: „Das ist anders, als wie der Vater und ich Hochzeit hielten. Da ging's hübsch zu Fuß in die Kirche, und nachher ebenfalls auf Schusters Rappen ging die Hochzeitsreise, nach Riedwyl nämlich, wo wir dann im „Leuen“ zu Mittag aßen; es kostete fünf Franken und dreieinhalb Batzen, alles zusammen, und wir waren vergnügter als vielleicht die vornehmen Hochzeitsleute dort. Und wer weiß, ob sie so glücklich zusammen leben werden, wie ich und der Vater bei unserem Kaffee mit Kartoffeln.“

Von der ganzen Predigt hörte jedoch Therese nur wenig, da sie schnellen Schrittes mit rotem Gesichte voraneilte. Der Zorn funkelte in ihren Augen, und sie sah weder nach links noch nach rechts. „Du gehst ja wie die Kugel aus dem Rohre!“ rief die Mutter, „warte doch!“

Therese mußte, wenn sich die Rufe der Mutter nicht lauter wiederholen sollten, wohl oder übel sie erwarten. Wieder waren sie beide der Gegenstand auffallender Aufmerksamkeit, sogar das Opfer spöttischer Blicke. Therese weinte beinahe vor Ärger und suchte durch Haltung und Miene die Zugehörigkeit zu der Mutter zu verbergen. Diese aber nahm dankbar die Huldigungen für die Schönheit ihres Kindes entgegen und richtete glänzende Blicke des Stolzes auf sie.

Die Mannigfaltigkeit des Lebens, der Lärm des Verkehrs machten sie berauscht.

Ein Leichenwagen mit dem blumenbedeckten Sarge, dem etliche Kutschen folgten, hielt die Mutter neuerdings auf. „So, müssen sie in der Stadt doch auch sterben, das nimmt mich wunder!“ wandte sie sich an Therese. Doch diese war verschwunden, und verblüfft suchte die Mutter sie, entdeckte sie endlich am Ende der langen Brücke und beschleunigte nun den Gang. Auf dem freien Platze, von dem etliche Straßen ausgingen, hatte sie die Tochter beinahe erreicht. Therese steuerte einem dunklen und schmalen Nebengäßchen zu. Die Mutter aber sah vor sich den sonnigen, breiten, stark belebten Quai, auf der einen Seite vom blitzenden Fluß, auf der andern von reichen Schaufenstern eingefaßt. „Hier durch ist's ja viel schöner,“ rief sie Theresen nach. Doch diese marschierte, ohne sich umzusehen, immer vorwärts. Mit bedauerndem Blick auf den verlockenden Weg folgte die Mutter notgedrungen in das menschenleere Gäßchen. Endlich verlangsamte Therese die Schritte, bis die Mutter mit ihr zusammentraf.

„Wo willst Du denn hin?“ fragte sie vorwurfsvoll; „das ist ja das reinste Kaminloch!“ Doch Therese marschierte geradeaus, ohne eine Antwort zu geben. „Warum sagst Du nichts?“ fragte die Mutter und beugte zugleich den Kopf zurück und schaute zu den finsteren Häusern empor, deren Dächer von beiden Seiten der Gasse einander fast berührten und kaum ein Stück blauen Himmels erraten ließen. „Wohnen auch Menschen in diesen Löchern? Da kommt ja das ganze Jahr kein Sonnenblick herein, und die Luft schlägt einem auf den Atem. Da ist mir unsere Strohhütte lieber; sie steht doch wenigstens im Baumgarten in der freien Luft. Und was die Schönheit betrifft,“ sie wies auf die mit Spinngewebe umzogenen Scheiben, „so gebe ich keinen Blutzger für den Unterschied, obwohl das Loch in unserem Dach noch nicht geflickt ist. — Wir haben's auch bis jetzt nicht vermocht,“ fuhr sie leiser fort. Da fiel ihr endlich Thereses verschlossenes Wesen auf. „Was hast Du?“ fragte sie erstaunt. Therese marschierte zu. Jetzt bemerkte die Mutter das finstere Gesicht, die zornigen Blicke und fragte betroffen: „Was ist mit Dir?“ Therese verharrte im Schweigen. Die Mutter hielt sich näher an sie und schaute besorgt in des Kindes Antlitz: „Fehlt Dir etwas?“

Da brach Therese los: „Schämen muß man sich!“ Die Mutter fuhr erschrocken zurück. Und nun häufte Therese Anklage auf Anklage, und die Mutter schritt kleinlaut und demütig neben ihr. „Ist das ein Anstand, so laut zu schreien, daß die ganze Stadt auf einen schaut! Habt Ihr noch nicht gesehen, wie alles nur auf Euch sah und uns auslachte?“ sagte Therese mit harter Stimme. Und die Mutter beugte schuldbewußt das Haupt vor der

vornehmen Tochter. Nur schüchtern wagte sie zu erwidern: „Andere schreien ja auch, überhaupt alles; woher sonst stammte der Lärm?“

„Aber man macht nicht Bemerkungen über die Vorbeigehenden. Und dann, was ist das für ein Aufzug, daß Ihr ja allen Leuten auffallen müßt! Was braucht Ihr solches Zeug mitzuschleppen! Was habt Ihr in diesem Nastuch?“ fragte Therese befehlend, wie ein Untersuchungsrichter.

„Spinat für die Herrschaft, ich durfte doch nicht mit leeren Händen kommen.“

Therese lachte höhnisch. „Den kauft man hier auf dem Markte billig.“

„Aber nicht so schönen!“ verteidigte sich die Mutter. „Der meiste ist ja letzten Winter erfroren.“

„Und was habt Ihr alles da im Korb?“ setzte Therese das Verhör fort und ließ den leichten Sonnenschirm auf den Rücken hinunterfallen. „Um Gotteswillen, ein Brot! Das ist doch nicht für mich? Meint Ihr, es gebe in der Stadt keines?“

„Ich dachte, die Kinder der Herrschaft äßen es gerne, zur Abwechslung, da sie immer Weißbrot haben. Wenn die Leute aus der Stadt kommen, wollen sie ja immer Bauernbrot. Und die Äpfel hier sind ebenfalls für die Kinder; Du kannst ja einige vorweg nehmen — sie sind jetzt rar. Zwar habe ich für Dich hier Nidelfladen; ich habe extra gebacken.“

Therese milderte die Härte ihrer Stimme etwas. „Schaut nur dort in jenem Gemüseladen!“ Die Mutter bemerkte im Schaufenster die größten rotwangigen Äpfel, und der Wert ihrer Geschenke sank.

Thereses strenger Blick musterte die Mutter von oben bis unten. Der Ärger klang deutlich im Ton durch, als sie sagte: „Und wie kommt Ihr in den Kleidern! In der Stadt ist nicht auf dem Lande! Das hättet Ihr wissen und daran denken sollen! Die Schürze ist ja ganz abgeschossen.“

„Ich habe keine andere; hättest Du mir Geld für eine neue gegeben!“ sagte die Mutter.

Therese erboste sich: „Die Jacke wenigstens hättet Ihr ändern lassen oder Ihr hättet eine entlehnen können, in der Ihr Euch zeigen dürftet; die sieht ja aus, als ob die Schaben daran gewesen wären!“

„Es ist meine Hochzeitsjacke und gut genug für mich. Wäre ich nicht darin mit dem Vater gegangen, wärest Du nicht da. Zudem gibt mir niemand eine andere. Und wäre es nobler, in einer entlehnten zu gehen? Du solltest doch auch nicht zu vornehm sein wollen!“ schloß die Mutter mit leisem Vorwurf.

„Es ist aber wahr!“ fuhr Therese auf. „Ihr braucht doch in dem Hute nicht durchaus wie eine Vogelscheuche zu kommen; ein neuer hätte nicht alle Welt gekostet, oder Ihr hättet diesen wenigstens neu garnieren lassen können. — Man muß sich ja schämen, neben Euch zu gehen!“ sagte sie noch einmal.

Die Mutter zuckte zusammen, schaute mit großen Augen die Tochter an und wollte hastig etwas erwidern. Aber sie bezwang sich. Auf ihr Gesicht aber senkte sich tiefes Leid.

„Überhaupt," fuhr Therese fort, „was brauchtet Ihr gerade jetzt auf Besuch zu kommen! Früher, als ich Euch in jedem Briefe einlud, hätten Euch zehn Pferde nicht von Hause fortgebracht!"

„Komme ich Dir ungelegen? Dann gehe ich sogleich wieder!" sagte die Mutter leise. Schweigend, mit bekümmertem Antlitz schritt sie dahin. Sie schaute weder nach links noch nach rechts. Mit der Freude war die Schaulust vergangen. Während sie unter der Last ihres Korbes seufzte und ächzte, ging Therese leicht, jedoch mit verdrossenem Gesicht ihr immer einige Schritte voraus. Ihr roter Sonnenschirm hüpfte von Zeit zu Zeit in die Höhe. Die finstere Straße nahm kein Ende. Haus reihte sich an Haus, Schaufenster an Schaufenster. Nach beiden Seiten öffneten sich schmale, dunkle Gäßchen, gebildet von grauen Mauern mit unheimlichen, kleinen Fensterlöchern. Zwischen den dunklen, engen Mauern hindurch sah man unten am Quai ein Stück sonniger Tageshelle. Endlos wie nach Golgatha dehnte sich der Weg. Keines sprach ein Wort. Die Mutter kaute an der bitteren Enttäuschung des liebevollen Herzens. —

Plötzlich schrak sie auf. Therese verschwand um die Ecke eines der engen Gäßchen. Die Mutter eilte ihr nach. Therese stand vor einer Türe und war im Begriffe einzutreten. „Wohin willst Du?" rief die Mutter.

„Ich will nicht verdursten," sagte Therese und stieß die Türe auf. „Oder kommt Ihr nicht?" Ängstlich folgte ihr die Mutter, da ihr nichts anderes übrig blieb, und wagte sich trotz ihres Grauens, jedoch mit zagen Schritten, in das unbekannte Gelaß. Wie sich ihre Augen an das Halbdunkel gewöhnt hatten, fand sie sich zu ihrer Überraschung in einer nicht unfreundlichen Wirtsstube. Zum Glück befanden sich nur wenige Gäste da, und diese saßen im finsteren Hintergrund beim Buffet. Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ sich die Mutter auf den Stuhl nieder.

Mit der Sicherheit des gewohnten Gastes bestellte Therese bei dem herbeigeeilten Schenkmädchen zwei Glas Bier. „Oder trinkt Ihr lieber Wein!" wandte sie sich an die Mutter. Verlegen entgegnete diese: „Nein, nein, nichts anderes!" Therese leerte das Glas beinahe auf den ersten Zug zum Schrecken der Mutter, die bloß genippt hatte.

Der Verdruß Thereses schien verschwunden, sie zeigte ein aufgeräumtes Wesen, was das schwere Herz der Mutter erleichterte, so daß sie zuversichtlicher um sich blickte und endlich sogar sich um ihre Umgebung zu kümmern begann.

Die Gäste am andern Ende der Wirtsstube bildeten den Hof eines schmächtigen, blassen Bürschchens, das von Zeit zu Zeit mit großem Lärm ein

Stück Geld auf den Tisch warf und Wein bestellte für die ganze Gesellschaft, die ihn für seine Freigebigkeit entschädigte mit einer eifrigen Aufmerksamkeit und verschwenderischem Beifall. Er selbst nahm sich als weitere Entschädigung heraus, das hübsche Schenkmädchen zu umfassen und zu küssen. Die Mutter aber schlug die Faust in die Hand beim Tun des Burschen, und als das Mädchen sich nur schwach wehrte, wurde ihr Entsetzen noch größer.

Als auf das ungeduldige Klopfen Thereses die Kellnerin das gefüllte Glas wieder gebracht hatte, redete diese eine Weile aufs freundlichste mit der Mutter, fragte sie dieses oder jenes, ob sie auf Besuch gekommen, wie es ihr in der Stadt gefalle. Und der Mutter ging diese Freundlichkeit wohlig zu Herzen, trotz ihrer scheuen Zurückhaltung. Nachdem sich das Mädchen wieder entfernt hatte, sagte die Mutter halblaut zu Therese: „Es ist schade, daß sie so ausgeschämt ist; sonst wäre es ein hübsches und freundliches Mädchen. Sie scheint von guten Leuten her zu stammen, denn sie ist noch nicht ganz verdorben. Wie sie aber nur an einem solchen Orte sein —" Sie hielt inne, denn in Thereses Gesicht war ein gehässiger und höhnischer Zug getreten. „Ja, an der ist viel zu verderben, wenn Ihr nur wüßtet! Sie ist so schlecht wie nur eine und ein gemeines Mensch. Jetzt hat sie wieder den Lehrjungen dort eingezogen, daß sie Gastung hat in der Wirtschaft. Er macht ihr jetzt Geschenke wie ein Prinz, so lange es dauert, und bis ihn die Polizei abfaßt. Denn woher sollte er das viele Geld haben, wenn er es nicht dem Prinzipal unterschlägt."

Die Mutter hämmerte jammernd auf den Tisch: „Nein, kann es auch solche Menschen geben! So jung und schon so verdorben! Kein Mensch würde ihr das ansehen. Hat sie auch ihre Eltern noch?"

„Ja natürlich! Und dann hätte sie es gar nicht nötig zu dienen," sagte Therese, fortgerissen von dem Stolz über ihren Schatz Neuigkeiten. „Sie ist eine reiche Bauerntochter, ihre Leute wissen aber nicht, daß sie in einer solchen —" plötzlich ihrer unvorsichtigen Rede bewußt werdend, brach sie ab. Und die Mutter vergaß die Gedanken und Fragen, die Thereses Worte in ihr flüchtig geweckt hatten, über dem Mitleid mit fremdem Elend. „Herr des Himmels! Sie hat Vater und Mutter und kann ihnen das antun!" klagte sie. Ist so 'was möglich! Und die Armen haben keine Ahnung, daß ihr Kind — vielleicht ist es ihr einziges — an Leib und Seele verdirbt. Vielleicht wäre es noch nicht zu spät, sie zu retten, wenn man den Eltern Nachricht gäbe! Oder nein, das Beste wäre, sie könnten sterben, bevor sie die Schande und das Elend erfahren. Die arme Mutter! Ich muß jetzt immer an sie denken."

In Thereses Gesicht war eine dunkle Röte gestiegen. Mit den Worten: „Trinkt doch!" leerte sie ihr Glas. „Ich muß etwas essen, und Ihr werdet ebenfalls Hunger haben." Die Mutter hatte bereits eine Bewegung des

Schreckens gemacht, als Therese so kräftigen Zuges getrunken. Jetzt wehrte sie ab: „Nein, nein! Es kostet nur. Wenn Du Hunger hast, so iß Du meinetwegen etwas, ich hab' nichts nötig. Aber wie Du trinken kannst! Wo hast Du das gelernt? Denkst Du nicht ans Sparen?"

Indessen gab ihr Theresens Hunger die Gelegenheit, das Mädchen, das ihr als Sünderin merkwürdig geworden war, nochmals in der Nähe zu betrachten. Sie tat es mit neugierigen und deshalb schuldbewußt-scheuen Blikken. Sie war jedoch höchst erstaunt, als sie nichts Besonderes an dem Mädchen bemerkte, und sich dieses vielmehr unbefangen fröhlich zeigte, wie ein unverdorbenes Menschenkind. Sie konnte den Verdacht, Therese möchte übertrieben haben, nicht abweisen. Als nun diese mit Appetit die schönen Schinkenstullen aß, konnte die Mutter ihre Eßlust doch nicht verbergen. Unwillkürlich folgten ihre glänzenden Blicke dem Wege der duftenden Stücke. Nach der wiederholten Einladung Thereses ließ sich die Mutter durch die Kellnerin, die sofort ein Besteck für sie gebracht hatte, doch zu essen nötigen. Sie tat es verschämt und fühlte zugleich das Bedürfnis, sich wegen dieser Weigerung vor Therese zu entschuldigen, während ihr die Teilnahme an einer so kostbaren Mahlzeit fast als ein Frevel erschien. „Zu Hause müssen wir um jeden Rappen Sorge tragen, und ich drehe ihn zehnmal um, bevor ich ihn ausgebe! sagte sie. „Der Vater sollte schon lange eine neue Sonntagskleidung haben — er darf in der alten am Sonntag nicht mehr ausgehen und bleibt immer zu Hause — aber wir brauchen das Geld immer zu Nötigerem." Leiser und zögernd, als wollten die Worte nicht über ihre Lippen, sagte sie das Folgende: „Nächstens sollte er zinsen und bringt das Geld nicht zusammen, — Du weißt ja, wir hatten Unglück im Stall und sonst kein gutes Jahr, da wir so viel Heu kaufen mußten wegen des langen Winters — da dachten wir zuletzt, Du könnest uns gewiß etwas aushelfen. Du hast ja jedenfalls ordentlich gespart, da Du noch nichts nach Hause gegeben." Sie wartete mit ängstlichen Blicken, was Therese sagen würde. Diese aber saß steif da und entgegnete kein Wort. Nur ihr verdrossenes Gesicht lief dunkel an. „Ich habe mich lange dagegen gesperrt," fügte die Mutter wie zur Entschuldigung bei, „aber zuletzt konnte ich nicht länger zusehen, wie der Vater so gedrückt von einer Hausecke zur andern schlich, und gestern morgen, nachdem der Vater die letzte Nacht wieder nicht geschlafen, entschloß ich mich plötzlich, die Reise zu machen."

„Natürlich gerade zur dümmsten Zeit!" sagte ärgerlich Therese und barscher als sie beabsichtigt hatte; „jetzt, da ich selbst nichts habe. Erst vor acht Tagen habe ich fast den letzten Centime für den Rock gegeben, den ich anhabe. Denn im alten durfte ich mich nicht mehr zeigen. In der Stadt darf man die Kleider nicht tragen, bis sie Einem fast vom Leibe fallen!" setzte sie mit strengem Blick auf das Gewand der Mutter hinzu. „Macht ein Gesicht,

wie Ihr wollt, ich kann Euch nichts geben, wenigstens jetzt nicht, und wenn Ihr mich auf den Kopf stellt!"

In der Mutter begrub sich noch etwas mehr als die Hoffnung auf Theresens Hülfe. „Wir meinten ja nur so," sagte sie tonlos und hörte auf zu essen.

Therese klingelte mit dem Geldstück an ihr Glas und rief: „Zahlen!" Die Mutter durchzuckte der Schrecken, als sie bemerkte, wie Therese hochmütig der Kellnerin ein Trinkgeld zuschob. Die Freundlichkeit aber, mit der das sündhafte Geschöpf sie hinausbegleitete, tat ihr wohl. Auf der Straße begann wieder der freudenlose Gang die lange Gasse hindurch; nur war es jetzt Therese, die einige Schritte hinter der Mutter zurückblieb. Beide schwiegen. Nur von Zeit zu Zeit wandte sich die Mutter um, sich vergewissernd, ob Therese nachfolge. Und jedesmal waren ihre Blicke forschender und schärfer, wie diejenigen des werdenden Mißtrauens.

Als sie auf einen Ruf Thereses zurückschaute, sah sie nur noch, wie diese um die Ecke einer Quergasse verschwand. Zurückeilend erblickte sie den roten Sonnenschirm, der wie ein Ballon hoch durch die Luft sauste, während Therese, an dem Stocke hängend, in mächtigen Sprüngen sich dem sonnigen Quai näherte, auf dem sich eine aufgeregte Menschenmenge vorüberwälzte. Von der Furcht, Therese aus den Augen zu verlieren, und der Neugierde zugleich getrieben, rannte die Mutter hinterher. Therese war schon in den vordersten Reihen. Die Mutter folgte dem Auflaufe, ohne zu wissen, was er bedeute. Lärmend, johlend schwoll der Haufe immer mehr an; die Gassenjungen verübten einen höllenmäßigen Lärm. Um zu dem Kern zu dringen, den der wüste Knäuel umschloß, strengte die Mutter die letzten Kräfte an, bis sie in das Getümmel untergetaucht war. Endlich konnte sie einen Blick werfen in den sich bewegenden lebendigen Mauerring. Aber vor Schrecken erstarrte ihr beinahe das Blut in den Adern. Eine gut aussehende alte Frau, deren ehrwürdiges Haupt mit dem prachtvollsten Silberhaar geziert war, wurde von einem Polizisten vorwärts gestoßen. Verzweiflungsvoll stemmte sie sich gegen den Boden und schrie fürchterlich: „Was wollt Ihr von mir? Um Gotteswillen, laßt mich doch gehen! Ich habe ja gar nichts begangen!" Ihr unter dem schönen Greisenhaar blühendes Gesicht war durch wahnsinniges Entsetzen entstellt. Das feindliche Geschrei und Halloh umtoste sie lauter. Wie sie aber, den rohen Griffen sich zu entziehen, zur Erde niedergleiten wollte, faßte sie der schreckliche Mann der Gerechtigkeit unter den Armen und trug die Schreiende ein Stück weit, setzte sie nieder und stieß sie von neuem vorwärts. Der Zug näherte sich einem Hause, unter dessen von Säulen getragenem Vordache zwei andere Uniformen standen. Ein Standeswappen schmückte den Giebel. Beim Anblicke dieses Zeichens und der zwei Männer fing die Frau an, fürchterlich zu schreien, und schlug rasend um sich. Aber

die unbarmherzigen Arme hoben sie empor und trugen sie schnell durch die geöffnete Türe, die vor dem nachdringenden Janhagel zuschmetterte und hinter der die Weherufe allmälig verhallten.

Die Mutter war zurückgeblieben und stand noch totenblaß und zitternd an derselben Stelle, als Therese zu ihr zurückkehrte. „Was war das? Was hat die Frau begangen, daß man so mit ihr verfährt?“ fragte die Mutter empört.

„Eine abgefeimte Diebin ist sie! Man hat sie erwischt, wie sie eben zwei Franken vom Ladentische stibitzen wollte.“

„Das arme Wesen!“ wehklagte die Mutter. „Vielleicht ist sie bis heute in Ehren grau geworden und hat nun in einem schwachen Moment das ganze Leben mit Schande bedeckt.“

„Ach was, die Alte ist jedenfalls eine raffinierte Spitzbübin, die es schon lange so getrieben, und es ist recht, daß man ihr endlich das Handwerk legt!“ entgegnete Therese.

„Ach nein,“ fuhr die Mutter jammernd fort, „das ist ja nicht möglich, eine so alte Frau! Wer weiß, was sie dazu trieb, ob am Ende nicht die Armut oder sogar der Hunger!... Ich zittere noch an allen Gliedern.“ sagte sie im Weitergehen, „und die Kniee wollen mich fast nicht tragen. Ich glaube, die Haare sind mir zu Berg gestiegen. Was ist auch der Mensch! Es weiß doch Niemand, was ihm bevorsteht und was aus ihm noch wird.“

(Schluß folgt.)

D'r Winter.

(In Berner Mundart.)

„Mi Frou, chumm jetz dahäre
Und saub m'r hurti d'Schueh,
Doch nimm die feschte, schwäre,
I ha vorusse z'tue!“
So seit d'r Winter zur Frou Bise.
„Mach gschwing, i wott no hüt uf d'Ise!“

„Was het me für nes Lide,“
Faht d'Frou mit Chifle-n-a.
„I bi gwüß nit z'binide
Mit dir, du böse Ma.
Chum isch me wieder chli erwarmet,
Geisch furt. Daß di das nit erbarmet!“

„Ha gmeint, du sigisch gschider,
Mi liebe, süeße Schnägg;
D'r Herbscht, dä Hungerlider,
Frißt mir ja aus ewägg.
Wott i hür no nes Trübubeeri,
So chumm m'r jetze nit i d'Queri!“